

Einleitende Gedanken zur Ausstellung

Thomas Maissen

Der Bundesrat liess 1989 eine Reihe von Veranstaltungen, Ausstellungen und Broschüren organisieren.¹ Diese Übung ‹Diamant› sollte die sogenannte Aktivdienstgeneration würdigen: die Männer, deren Militärdienst man zuschrieb, dass die Schweiz den Zweiten Weltkrieg überstanden hatte, ohne in grössere Kriegshandlungen verwickelt zu werden.

Über 150'000 Veteranen reisten zu den gut fünfzig Mobilmachungsplätzen und trugen, wie ein halbes Jahrhundert zuvor, einen gültigen Marschbefehl mit sich. Kritiker fragten sich, weshalb die Schweiz mit einem aufwendigen und feierlichen Anlass des Kriegsbeginns gedenke, der für die übrigen Europäer und nicht zuletzt für die Nachbarländer die wohl grösste Katastrophe in ihrer Geschichte darstellte. Die Veranstalter entgegneten, die Informationen vermittelten die ‹Bedeutung der Friedens- und Freiheitssicherung durch bewaffnete Neutralität unseres Landes während der Jahre 1939–1945 und für die Zukunft›. Die unmittelbare Zukunft, das war die Abstimmung über die Abschaffung der Armee am 26. November 1989. Gute zwei Wochen nach dem Fall der Berliner Mauer wurde sie bei einer sehr hohen Stimmbeteiligung zwar klar abgelehnt, doch 35,6 Prozent Ja-Stimmen und zwei befürwortende Ständesstimmen (Genf und Jura) waren für die Initianten ein unerwarteter Achtungserfolg.

Wer in den Kriegsjahren Verantwortung getragen hatte, war 1989 zumeist schon verstorben; und wer damals Militärdienst geleistet hatte, kam ins Rentenalter, ebenso die Frauen, die das prägende Generationenerlebnis geteilt hatten. Die unmittelbaren Zeitzeugen verloren damit das Deutungs-

monopol, das sie als Lehrer, Journalisten, Politiker oder einfach Erzähler am Familien- und Stamm-tisch lange für ihre vorwiegend männlichen, militärischen Erinnerungen beansprucht hatten. Das heisst nicht, dass sie hinter den Publizisten, Schriftstellern oder Historikern verschwanden, die schon seit etlichen Jahren zusehends kritischere Fragen stellten. Aber die Zeitzeugen wurden nun von der dominanten Autorität über die Vergangenheit zu einer Quelle neben anderen für künftige Forschungen; vom Subjekt der Selbstdarstellung zu einem Objekt fremder Neugier.

Ausstellungen spielten dabei eine wichtige Rolle. Das noch junge, 1987 gegründete Deutsche Historische Museum, damals noch im westlichen Teil von Berlin, eröffnete am Gedenktag des Kriegsbeginns, am 1. September 1989, eine einmonatige Ausstellung. Sie präsentierte sich etwas umständlich und vorsichtig als ‹Versuch über den Umgang mit Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg›. In den Wintermonaten, als die DDR auseinanderbrach, war dieselbe Ausstellung im Schweizerischen Landesmuseum in Zürich zu sehen. Die Akteure der Aktivdienstgeneration dominierten noch die Rednerliste einer begleitenden Vortragsreihe: so die Publizisten Oskar Reck und Urs Schwarz, die Schauspielerin Anne-Marie Blanc, die Historiker Hans-Rudolf Kurz

und Walther Hofer, der auch SVP-Nationalrat war, oder der polnische Auschwitz-Überlebende und spätere Aussenminister Wladyslaw Bartoszewski. Aber sie waren nur noch Kommentatoren einer Ausstellung, die von Nachgeborenen entworfen worden war und anderen Nachgeborenen die Schrecken des Krieges vor Augen führen wollte. Für eine deutsche Mitarbeiterin des Zürcher Landesmuseums war das zu viel. Sie bat um Versetzung, da die Ausstellung schlimmer sei, als sie befürchtet habe. Sie beanspruchte, auch für das polnische und jüdische Volk zu reden, als sie ihr Gesuch begründete: «Die meisten von uns wollen vergessen. Aber wir «dürfen» nicht. Man lässt uns nicht.»²

Der Konflikt zwischen Historisierung, die Distanz schafft, und belebender Erinnerung war bereits der Kern des deutschen «Historikerstreits» von 1986 gewesen. War der Holocaust ein einzigartiges, unvergleichliches historisches Ereignis, und wie stark sollte dieser Völkermord die kollektive Identität der Bundesrepublik Deutschland prägen? Ernst Nolte sprach in zweifachem Sinn von einer «Vergangenheit, die nicht vergehen will»: ³ zum einen als Erinnerung der Nationalsozialisten an frühere bolschewistische Verbrechen, die ihren eigenen Massenmord als Reaktion darauf erkläre; und zum anderen als Erinnerung an den Weltkrieg, die den Deutschen als Schreckbild weiter vor Augen gehalten werde und sie als Dauerschuldige von anderen Aufgaben ablenke. Jürgen Habermas wies diese revisionistischen Positionen klar zurück und pries die «Kraft einer reflexiven Erinnerung»⁴ als intellektuelle Voraussetzung der demokratischen Bundesrepublik. Doch andere Historiker äusserten durchaus Verständnis für Nolte.

Das Gebot der Erinnerung war also 1989 nicht die Selbstverständlichkeit, die sie heute scheinen mag, sondern vielmehr ein Auftakt. Die 1990er-Jahre wurden tatsächlich eine Zeit der Erinnerungsarbeit: Sie machte, um Henry Rousso⁵ zu zitieren, die Erinnerung zu einem Wert, einer Pflicht, ja zu einer

Obsession. Dieses Erinnern benennt die eigene Schuld, als Täter, als tatenlos Zuschauender, und will dadurch wiedergutmachen. Die Opfer sollen späte Anerkennung erfahren, indem das Geschehene nicht auch noch beschwiegen wird, als ob die Opfer und Überlebenden es nie hätten erleben müssen. 1993 setzte Steven Spielberg ihnen mit «Schindler's List» ein künstlerisches Denkmal, ein Jahr danach gründete er die «Shoah Foundation». Sie nahm weltweit Zeugnisse von Überlebenden des Holocaust auf Video auf, um sie für nachfolgende Generationen zu erhalten. In der Schweiz wurde 1995 der Verein Memoriav gegründet, der das audiovisuelle Kulturerbe des Landes bewahren will – also nicht zuletzt die Zeugnisse aus der NS-Zeit.

Der Zweite Weltkrieg wurde so vom Zentrum der Zeitzeugenerzählungen zum Schwerpunkt der Archivierung und Musealisierung. Im Vordergrund stand dabei der Holocaust, der mit einer völkerverbindenden Pädagogik das «Nie wieder» vermitteln sollte. 1993 öffnete das «United States Holocaust Memorial Museum» in Washington seine Tore – eines von 22 Holocaustmuseen in einem Land, das mit dem Völkermord an den Juden unmittelbar weder als Täter noch als Opfer zu tun hatte. Mehr Mühe mit dem Erinnern an den Holocaust hatten die Länder der Täter, zumal dies nicht mehr nur Deutschland war. Viele Nationen hatten sich in ihrem Selbstbild als unschuldiges, heroisches, aber zumindest vorübergehend doch unterlegenes Opfer der deutschen Aggression eingerichtet. Ausgeblendet dabei wurde der eigene Antisemitismus, das Mitwirken von Angehörigen dieser Völker bei der Judenverfolgung und beim Judenmord.

Die Schweiz pflegte denselben blinden Fleck: Was konnte ein neutrales Land, das nicht an Kriegshandlungen beteiligt gewesen war, mit den NS-Verbrechen zu tun haben? Allerdings hatte die Auseinandersetzung mit der Flüchtlingspolitik schon vergleichsweise früh eingesetzt: mit dem Ludwig-Bericht von 1957, Alfred Häslers Buch «Das Boot ist



Luftaufnahme Kleinbasel mit Wettsteinbrücke von 1931.
ETH-Bibliothek Zürich, Bildarchiv/Stiftung Luftbild Schweiz, LBS_MH01-006626, Foto: Walter Mittelholzer.

voll» (1967) und Markus Imhoofs gleichnamigem Film (1980). In den 1990er-Jahren wurden der Umgang mit Flüchtlingen, die wirtschaftliche Zusammenarbeit mit NS-Deutschland, Antisemitismus, Kunstraub und weitere verhängnisvolle Bereiche nicht mehr nur auf der nationalgeschichtlichen Ebene gesucht, sondern zunehmend im nahen, regionalen Rahmen. Das hing damals auch mit einem stark gewachsenen Interesse an Kantonsgeschichten im Allgemeinen zusammen. «Humaner als Bern!

Schweizer und Basler Asylpraxis gegenüber den jüdischen Flüchtlingen von 1933 bis 1943 im Vergleich» – Jean-Claude Wackers Dissertation von 1990 war symptomatisch für diesen neuen Ansatz.

Ebenso war es die Ausstellung «Réduit Basel 39/45», die das Historische Museum Basel 1989/90 im damaligen vorübergehenden Kulturzentrum der «Stückli» in Kleinhüningen zeigte. Die Bedeutung solcher lokaler und regionaler Ausstellungsinitiativen war erheblich für die folgenden Gedenkan-

lässe, die fünfzig Jahre nach den Kriegsereignissen stattfanden. Manchmal erinnerten sie an die damaligen Geschehnisse in einer Gemeinde oder in einer Stadt, doch zunehmend erstreckte der Blick sich über die eigenen geografischen und mentalen Grenzen hinaus. Im badischen Singen thematisierte die Ausstellung *«GrenzWege»* 1994 den Widerstand an der Schweizer Grenze von 1933 bis 1945. Die Abkehr von der nationalen Kirchturmperspektive auf den Zweiten Weltkrieg fügte sich in ein Nachdenken ein, ob die Schweiz vielleicht nicht doch mehr mit Europa gemeinsam hatte, als es während zweier Weltkriege und des Kalten Kriegs vielen schien. Bereits 1992, im Jahr von EU-Beitrittsgesuch und EWR-Abstimmung, thematisierte das Landesmuseum in Zürich unter dem Titel *«Sonderfall?»* die Schweizer Selbsterzählung *«zwischen Réduit und Europa»*. *«Aufbruch in den Frieden? Die Schweiz am Ende des Zweiten Weltkrieges»* war 1995 der Titel einer Berner Ausstellung und einer Begleitpublikation, die ebenso wie das populärwissenschaftliche Buch *«1945 – die Schweiz im Friedensjahr»* den Sonderfall nicht mehr propagierten, sondern problematisierten.

Das hatte auch wichtige politische Folgen. Bundesrat Kaspar Villiger hatte 1989 als Vorsteher des Militärdepartements für die Übung *«Diamant»* verantwortlich gezeichnet. Als Bundespräsident sagte er 1995 bei einer Sondersession des Parlaments zum Kriegsende: *«Auch die Schweiz hat Schuld auf sich geladen.»*⁶ Zwar erfolgte sein Eingeständnis widerstrebend und bezog sich nicht auf die Flüchtlingspolitik an sich, sondern allein auf die Einführung des sogenannten J-Stempels im Jahr 1938. Dennoch bekannte die offizielle Schweiz damit, dass sie ein Teil des gesamteuropäischen Mordprojekts der Nationalsozialisten gewesen war.

Die lokale und regionale Erinnerung schlug so den Bogen von den älteren Generationen zu den jüngeren und von der vermeintlich isolierten Friedensinsel Schweiz hin zu ihren Nachbarländern,

die durch Krieg und Terror versehrt worden waren. Wie sich diese Perspektiven zusammenbringen liessen, zeigten 1995 nicht zuletzt die koordinierten Ausstellungen *«Nach dem Krieg. Grenzen in der Regio 1944–1948 – Après la guerre. Frontières dans la région 1944–1948»*, die in Lörrach, Liestal und Mulhouse zu sehen waren. Im Vorwort des Katalogs erklärte der stellvertretende Leiter des Kantonsmuseums Baselland Jürg Tauber⁷ die Initiative auch mit der Übung *«Diamant»* und seinem damaligen Unbehagen, dass man den Beginn des Kriegs *«feierte»*, zumal in einer rein schweizerischen Nabelschau. Er erwähnte weiter, dass die Personen, welche die Ausstellung und den Begleitband schufen, diese unmittelbare Nachkriegszeit nicht selbst aktiv erlebt hatten. Dafür ernteten sie zuweilen Kritik, gerade von Zeitzeugen, die nur noch Interviewpartner waren. Dieselben Vorwürfe musste die Unabhängige Expertenkommission Schweiz – Zweiter Weltkrieg (UEK) unter Jean-François Bergier aushalten, die von 1997 bis 2002 ihre Forschungen vor allem zur wirtschaftlichen Kooperation der neutralen Schweiz mit dem NS-Unrechtsregime durchführte. Man mag bedauern, dass die Reaktion gerade der offiziellen Schweiz auf die Leistungen und den Schlussbericht der UEK verhalten war. Aber deren Tätigkeit symbolisierte wie nichts anderes den unvermeidlichen Sieg der Geschichtswissenschaft über die Selbsterklärung der seltener werdenden Zeitgenossen.

Was bedeutet es vor diesem Hintergrund, wenn das Historische Museum Basel 2020/21 eine Ausstellung über die NS-Zeit veranstaltet? Es gibt noch Zeitzeugen, die aus eigener Erinnerung erzählen können, aber sie sind weit über achtzig Jahre alt und in den öffentlichen Diskussionen wenig präsent. Sie verteidigen nicht mehr, wie noch in den 1990er-Jahren, ihre Deutung des Erlebten gegenüber ihren Kindern. Letztere, die 68er-Generation, relativierte die Zeitzeugen durch wissenschaftliche Kritik, durch die Auswertung von Archivmaterial und durch die Einbindung in internationale For-

schungsdiskussionen. Inzwischen sind auch die 68er im Rentenalter. Wenn hoffentlich Zeitzeugen des Weltkriegs diese Ausstellung besuchen, dann erleben sie den Blick ihrer Enkel auf ihre prägenden Jugendjahre, und bei der musealen Umsetzung wirken bereits ihre Urenkel mit.

Sie und wir leben weiter mit einer Vergangenheit, die nicht vergehen will, wie das Ernst Nolte im Historikerstreit apologetisch gesagt hat; und später ähnlich Henry Rousso, aber in analytischer Absicht. Mit ihm kann, ja muss man sich fragen, ob wir uns lieber pflichtbewusst, ja rituell mit einer negativen Vergangenheit beschäftigen, die uns lehrt, was wir vermeiden müssen, als mit einer Zukunft, deren positive Gestaltung uns überfordert. An den Holocaust zu denken ist einfacher, als den Bürgerkrieg in Syrien zu verhindern oder sich heute für Flüchtlinge einzusetzen. Vielleicht empfiehlt es sich, diese Ausstellung und diese Publikation weniger als moralische Ermahnung anzusehen denn als das, was sie vor allem sind: die Vermittlung des aktuellen Forschungsstands in der Geschichtswissenschaft.

Anmerkungen

- 1 Tribelhorn 2014.
- 2 Leimgruber 1990, S. 19–20.
- 3 Nolte 1986.
- 4 Habermas 1986.
- 5 Durand 2016.
- 6 Villiger 1997.
- 7 Tauber 1995.